



Katharina Münk

Westermann und
Fräulein Gabriele

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Katharina Münk
sind bei **dtv** außerdem erschienen:
Die Insassen (21299)
Die Eisläuferin (21415)
Glänzende Geschäfte (21572)
Denn sie wissen nicht, was wir tun (34697)



Originalausgabe 2015
© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky
unter Verwendung eines Fotos von
gettyimages/Eric Audras
Gesetzt aus der Stempel Garamond Pro 10/13;
und der Pica 10 Pitch Regular
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26082-4

Für Susanne
und Herrn Wilhelm

»Jetzt, da sie zu einer gefährdeten Spezies geworden war,
zu einer der letzten überlebenden Gerätschaften
des homo scriptorus,
begann ich eine gewisse Zuneigung zu ihr zu empfinden.«

Paul Auster

Begegnungen

; “ = % & () _ § / : `
 1 2 3 4 5 6 7 8 9 + ß ’

Der Kranich

Sie stand da wie aus der Zeit gefallen, metallisch schillernd, so ultimativ und irritierend wie der schwarz glänzende Sarg unter ihr. Man konnte ein gutes Leben geführt haben, ohne ein einziges Mal mit ihr konfrontiert worden zu sein. Im Gegensatz zum Sarg. Sie hatte eine seltsam beseelte Präsenz, zog die Sinne auf sich und schien eine Geschichte zu erzählen, Hunderte, Tausende davon, noch bevor ein einziges Wort über den Verstorbenen selbst gefallen war.

Doch der Reihe nach. Der Tag, von dem an in Westermanns Leben nichts mehr so sein sollte wie zuvor, begann mit einem einzelnen vorüberziehenden Kranich. Vielleicht war es ein unverpaart gebliebenes Tier, das schon früh sein Revier irgendwo im Havelland verlassen hatte, um seine Reise zu den Sammelplätzen anzutreten.

Es war der 15. August. Das Kind, kaum vier Jahre alt, unterwegs auf dem neuen Zweirad mit der roten Fahne am Gepäckträger, hob den Kopf zum Himmel. Es konnte den Blick nicht mehr lassen von dem rufenden, langbeinigen Etwas mit den großen, abgespreizten Schwingen. Und dahin war sie, die mühsam eingeübte Motorik. Erst war es nicht mehr als ein Taumeln, eine leichte Gleichgewichtsstörung, das Kind hielt im Fahren noch so gerade die Balance, bevor es auf Höhe des Hauses Nr. 58 in den Kniekehlen eines 54-jährigen Postboten landete. Da war der Kranich schon nicht mehr zu sehen. Der Bote kippte nach vorn, fiel auf den Bürgersteig und mit ihm alle bereits nach Hausnummern

sortierten Zustellhäufchen des Zustellgebietes 321. Das Kind bestieg das Rad erneut und hatte bereits die nächste Straßenkreuzung erreicht, als der Mann sich aufrappelte und ihm nachschaute.

Es begann zu regnen, und er beeilte sich, den Papierwirrwarr vom Asphalt aufzusammeln, alles wieder in die dienstliche Obhut zu bringen und erneut nach Hausnummern zu ordnen. Nur dass er vor dem Haus Nr. 58 stand, war ihm nicht mehr bewusst, als er die Post für Haus Nr. 60 in den Briefkastenschlitz gleiten ließ. Haus Nr. 62 hatte an diesem Tag keinerlei Post, was zwar ungewöhnlich, aber nicht ausgeschlossen war. Er bestieg also sein Fahrrad erneut, fuhr in die nächste Straße und verschwand um die Ecke wie zuvor das Kind.

Richard Westermann war ein Mann, von dem man annahm, er sei viel beschäftigt. Er selbst hätte es nicht genau sagen können. Wenn man ihn danach fragte, antwortete er meistens, dies sei wohl Auslegungssache. Die vergangenen zwei Jahre hatte er mit vollem Terminkalender, ohne Urlaub und mit einem Tinnitus verbracht, und manchmal verstand er die Welt nicht mehr. Wenn man das »viel beschäftigt« nannte, dann war er das wohl. Der Umstand, dass er nach der Trennung von seiner Frau sein Privatleben wieder selbst organisieren musste, war für ihn lediglich eine von zahllosen zusätzlichen Herausforderungen, die das Leben mit sich brachte. Er war nicht der Einzige, dem so etwas passierte. Und doch fühlte sich Westermann manchmal wie der einzige Mensch, der einzige verdammte Mensch auf Erden, dem so etwas widerfahren war. Sie hatten immerhin neunzehn Jahre miteinander verbracht, und das Herz ließ sich bedeutend langsamer reorganisieren, als er gedacht hatte.

Am Abend des 15. August schloss er die Haustür auf und nahm die Post vom Boden. Er war drei Tage fort gewesen, aber es gab nur einen einzigen, schwarz umrandeten Brief.

Die Anschrift war mit Füllfederhalter geschrieben und vom Regen völlig verwischt. Er drehte den Brief um. Kein Absender natürlich. Wer hatte sich bloß diese dramatische Optik der Briefumschläge ausgedacht, diese fünf Millimeter Druckerschwärze rundherum, die einen erbarmungslos und unmissverständlich einstimmten auf das, was zu erwarten war im Innern. In Bruchteilen von Sekunden war man in Endzeitstimmung, einfach so nach Feierabend, den Pilotenkoffer von der Reise noch in der Hand, rechnete mit dem Schlimmsten, das Herz schlug einmal zu viel oder einmal weniger, und die Zeit blieb ein bisschen stehen.

Westermann stellte seinen Koffer ab und nahm den Brief zwischen die Lippen, als er seinen Sommermantel auszog. Mittlerweile ließ er den Großteil seines privaten Schriftverkehrs elektronisch über das Büro abwickeln, aber der eine oder andere Papierbrief verirrte sich immer noch in seinen häuslichen Flur, lag mal mehr, mal weniger weit vom Briefkastenschlitz entfernt, je nachdem, welchen Elan der Briefbote an den Tag legte. Dieser Tag musste sehr schwungvoll gewesen sein. Der Brief war auf dem Parkett fast bis zum alten Sekretär an der Wand gerutscht und glücklicherweise nicht vollends darunter verschwunden, wie früher schon so manche Rechnung. Ungeliebte Post wurde gern auch im Nachhinein per Fußtritt unter das Möbelstück befördert, und die Putzfrau, die diese mit dem Wischer darunter hervorholte, mochte stets denken, sie arbeite in einem Haushalt von Parksündern, Geschwindigkeitsjunkies, Schulschwänzern und skurrilen Geldverschwendern. Im Grunde traf es das ganz gut, dachte Westermann.

Er hatte das Haus behalten, und oberflächlich betrachtet hatte sich auch nichts darin verändert, so als wäre seine Frau nur eben kurz zum Einkaufen gegangen. Sie war ohne ein einziges Möbelstück ausgezogen. Es sei sonst, hatte sie gesagt, als gehe man voll gepackt mit Vergangenheit den Berg hinauf in die Zukunft, und das sei selten gut. »Den Berg

hinauf«, so hatte sie es formuliert. Sicher, die kostbarsten Erinnerungen hatten kein Gewicht, konnten im Kopf mitgenommen werden, und der Rest passte zur Not auch in einen Schuhkarton. Doch nun saß er, Westermann, eben auf der Vergangenheit herum, im Tal sozusagen, auf all den Dingen, die sie wohl als Ballast empfunden hatte. Das war kein schönes Gefühl, so als ob irgendjemand vor einem selbst einen guten Einfall gehabt und »Erster!« gerufen hatte, sich sozusagen das Copyright auf das »Partner-Verlassen-durch-Ausziehen« sicherte. Es war ein äußerst instabiler Zustand, ein Dahinschlingern zwischen Enttäuschung und Idealisierung. Denn es fehlte eben doch jede Menge von ihr.

Man begriff die Bedeutung eines Duftes, einer zweiten Zahnbürste oder blonder Haare im Abfluss erst, wenn sie nicht mehr da waren. Oder die Zeitungsausschnitte, die sie ihm oft ans Bett gelegt hatte – »Du solltest mehr lesen. Du wirst es mögen.« –, Artikel über bemerkenswerte Geschichten wie die eines Australiers, der zwei Monate lang mit einer Schmetterlingslarve im rechten Ohr gelebt hatte, oder die von Schillers Schädel, den sein Kollege Goethe auf blauem Samt in seinem Haus aufbewahrt hatte, um ab und zu in der Mundhöhle nach dem Zwischenkieferknochen zu suchen. Und sie hatte ihm erzählt, dass Menschen die einzigen Lebewesen seien, die weinen konnten. Kurzum: Es fehlten keine Möbel. Es fehlte eine Dimension im Leben.

Er lauschte ins Haus. Paul, sein siebzehnjähriger Sohn, war bei ihm geblieben nach der Trennung, was wohl nicht unwesentlich am Tonstudio lag, das er sich im Kellerraum eingerichtet hatte. Doch jetzt war alles still. Um diese Uhrzeit war Paul wohl mit dem Hund unterwegs.

Westermann hatte sich in der Küche ein Glas genommen, einen Roten geöffnet, goss sich ein und lehnte mit der Hüfte an der Kochinsel in der Mitte. Noch vor dem ersten Schluck nahm er den Brief in die Hand, öffnete das vom Regen ge-

wellte Kuvert und zog eine Karte heraus: Stahlstichdruck, große, fette Buchstaben auf hartem weißen Papier. Dürers betende Hände oben rechts. Sicher, das Motiv war nicht gerade außergewöhnlich, aber Westermann mochte es.

Nur wer vergessen wird, ist tot.

Rupertus Höfer

Schriftsteller

** 23. Mai 1928 † 10. August 2013*

*Wir denken an sein unerträglich schlichtes Prinzip:
weitermachen.*

Matthias Höfer

Thomas und Emelie Wagner, geb. Höfer,

mit Kirsten und Dietmar

Weitermachen als Prinzip. Eine mutige Formulierung in diesem Zusammenhang. Westermann starrte auf die Stahlstichbuchstaben. Die Nachricht von Höfers Tod war durch alle Medien gegangen, und die offizielle Trauerfeier hatte bereits stattgefunden. Rupertus Höfer war einer der letzten bedeutenden Nachkriegsautoren, einer, der in einer Reihe stand mit den ganz Großen seiner Zeit. Westermann hatte sich zuletzt als Schüler im Deutschunterricht an ihm abgearbeitet, an all den Identitäten, Seelenlagen und Motiven seiner Figuren. Und nun wurde er, Westermann, der Schüler, zu Höfers Bestattung auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof eingeladen? In zwei Tagen um 14 Uhr, im kleinen Kreis, Eingang Chausseestraße 126.

Westermann nahm einen Schluck Wein, und ein Tropfen landete auf dem ohnehin schon sehr lädierten Umschlag. Es sah nicht schön aus. Er betätigte mit der Fußspitze den Trethebel des Küchenmülleimers und warf ihn hinein.

Natürlich würde er da hingehen – obwohl er keinen blässen Schimmer hatte, warum gerade er zu Höfers Bestattung geladen war, noch dazu »im kleinen Kreis«. Sicher, er war IT-Vorstand eines der größten heimischen Unternehmen, und IBT betrieb ein umfassendes Kultursponsoring. Man lud regelmäßig zu Round Tables und Podiumsdiskussionen mit zeitgenössischen Künstlern und Schriftstellern, auf die der Konzern öffentlichkeitswirksam und steueroptimiert seine Hand legen konnte. Aber Höfer? Hatte er sich je dafür hergegeben?

Westermann hatte kein einziges Buch von ihm zu Hause, und es gab rein persönlich so wenige Berührungspunkte wie mit einem nepalesischen Bergziegenzüchter im Himalaja. All das jedoch würde ihn nicht abhalten. Die Chausseestraße lag schließlich näher als der Himalaja. Und was weder Höfers Angehörige, noch der zur Bestattung wahrscheinlich ebenso geladene Restvorstand wussten: Westermann liebte Friedhöfe, diese stillen, steckerlosen Orte. Er mochte Beerdigungen. Sie waren sozusagen sein Hobby. Er war oft auf Beisetzungen anzutreffen, diskret und im Hintergrund. Und diese hier war definitiv eine der wenigen, zu denen er tatsächlich geladen war.

Das tönernerne Bimmeln der Friedhofsglocke war verklungen. Und die Vorstandskollegen blieben aus. Westermann hatte in der zweitletzten Reihe der Friedhofskapelle Platz genommen und starrte auf die schätzungsweise zwölf Personen, die vorne in der zweiten und dritten Reihe saßen. Sicher, es war ein kleiner Kreis. Aber so klein? Verdammt traurig. Ein Meer von Kränzen lag vorne. Jemand hatte Mühe gehabt, dafür zu sorgen, dass sich die Bänder mit den wohl formulierten letzten Grüßen nicht überlappten. Wenn der Tod tatsächlich die Wahrheit über das Leben war, dann hatte dieser Mann viel Ehr, aber nicht viele Freunde, noch nicht einmal viele Verwandte gehabt. Und jetzt stellte sich wirk-

lich die Frage, wer um Himmels willen ihn, Westermann, eingeladen hatte. War hier jemand ihm und seiner heimlichen Vorliebe für Trauerfeiern auf die Schliche gekommen? Vielleicht war er auch nur Teil einer letzten Versuchsanordnung Höfers, sozusagen Figur in einer skurrilen Art von Familienaufstellung und damit letztes großes Fragezeichen für die Hinterbliebenen. Westermann wünschte, keine Einladung in der Tasche zu haben und hier nur wie sonst als ungebetener Gast zu sitzen, als stiller Teilhaber und sonst nichts.

Das grelle Mittagslicht reichte kaum noch herein in die Kapelle, die von dichtem Baumwerk umgeben war. Die Klimaanlage gab knackende Geräusche von sich, und über allem lag Johann Sebastian Bachs 3. Suite für Orchester, wahrscheinlich aus einem Ghettoblaster, der dezent hinter dem Vorhang stand. Es war angenehm kühl, alles weiß getüncht, die Wände, die Bänke, und es roch nach Blumen. Ruhe.

Für gewöhnlich wäre das eine schöne, friedliche Umgebung, um sich zurückzulehnen, herunterzukühlen an heißen Tagen wie diesen, abzuschalten und wieder zu sich zu kommen. »Achtsamkeitsbasierte Stressreduktion« hatte ihm sein Arzt empfohlen und gesagt, er solle öfter innehalten, die Umgebung wahrnehmen, vielleicht einen Schritt zur Seite treten und leise sagen: »Das ist es.«

Ja, das war es. Leben und Tod. Einen Schritt zur Seite treten. Westermann machte keine halben Sachen. Wenn schon reduzierter Stress, dann richtig. Etwas Tiefe, etwas Traurigkeit konnten nicht schaden im Leben, und der Tod konnte jeden überall und jederzeit ereilen, er war letzte Nebenwirkung des Lebens. Ja, als ebenfalls Sterblicher hatte Westermann allen Grund, dort zu sitzen, wo er gerade saß. Das Leben schien lebenswerter nach solchen Momenten des Innehaltens, wenn sich im Anschluss die Türen öffneten, draußen die Sonne schien und man das Gefühl hatte,

dass vieles darauf wartete, getan zu werden. Doch dieses eine Mal wäre er am liebsten gegangen. Es war ihm zu privat.

Er blickte über die Köpfe der Trauergemeinde hinweg nach vorn und sah erst jetzt auf dem Sarg einen Gegenstand stehen, der wohl mehr war als nur Teil der Dekoration. Westermann stutzte, richtete sich auf und lehnte sich unauffällig etwas weiter nach vorn. »Schreibmaschine« etikettierte sein Gehirn. Man hätte es naheliegend finden können, dass sie dort stand, als Begleiterin auf dem letzten Weg eines betagten Schriftstellers, der sich standhaft gegen jegliche technische Neuerungen des Lebens gesperrt haben mochte. Dennoch war sie eine Überraschung.

Er konnte den Blick nicht von ihr lassen, kniff die Augen zusammen, fokussierte, um sie besser sehen zu können. Es gelang ihm nur mühsam, seine Gefühle unter Kontrolle zu bringen: diffuses Unbehagen. Verwunderung, mehr über sich selbst. Irritation. Und dann: Interesse. War dies tatsächlich Höfers alte Schreibmaschine? Hatte er darauf all seine Bücher geschrieben, auf ihr herumgehämmert wie im Wahn, ihr jeden einzelnen Buchstaben abgerungen? Westermann beugte sich weiter vor, suchte nach einer Lücke zwischen den Köpfen und kam sich dabei unseriös, neugierig, ja geradezu kindlich vor. Irgendwann hatte er den richtigen Blickwinkel gefunden.

Die Maschine schien unter ihrem metallisch schimmernenden grauen Panzer noch Typenhebel für den Druck zu haben. Sie war nicht groß, recht handlich, hatte dunkelgrüne Tasten mit weißen Buchstaben darauf, und sie stand in einer Art Koffer, aufgeklappt und mit rotem Filz ausgeschlagen, als wäre sie selbst darin aufgebahrt. Sie hatte etwas, das Westermann zwar spüren, aber gedanklich nicht ganz greifen, geschweige denn in Worte kleiden konnte. Vorne rechts trug sie einen Schriftzug in altmodisch geschwungenen Buchstaben, bei dem es sich wohl um den Fabrikatnamen handelte.

Westermann reckte sich, so gut es ging. Er konnte ihn nicht entziffern. Warum hatte er sich bloß in die vorletzte Reihe gesetzt?

Die Musik verklang, und ein Mann mit schwarzem Hemd unter schwarzem Kordsakko trat aus der vordersten Reihe hinter das Rednerpult. Er klappte ein Buch auf, räusperte sich und begann, daraus zu lesen. Das war der Moment, in dem Westermann nicht mehr zu halten war. Als Kind hatte er sich einmal vorgenommen, täglich etwas zu tun, wovon er Angst hatte: fremde Leute ansprechen, eine Blume oder wahlweise einen Wurm essen, absichtlich in Hundescheiße treten, mit dem Fahrrad durch ein Brennesselfeld fahren, bei Karstadt klauen oder auf morsche Äste klettern, auf die sich sonst keiner traute. Er hatte diese Aktionen eine ganze Weile durchgehalten und dann irgendwann aus unerfindlichen Gründen damit aufgehört. Zeit also, diese gute alte Tradition wieder aufleben zu lassen.

Nur ein paar Reihen weiter vorgehen. Westermann war eher der Typ des höflichen Abstands, der Pietät, nicht nur bei Trauerfeiern, sondern überhaupt im Leben. Sein Unbehagen war entschieden da. Stress. Doch das Verlangen war größer. Er stand also auf, ging mit entschlossenen und weit ausholenden Schritten nach vorn und setzte sich in die erste Reihe, direkt vor Höfers Maschine. Wenn schon, denn schon. Brennesselfeld.

Er spürte ihre Blicke auf sich. Es war, als dränge man durch die Hintertür in ein fremdes Haus ein, um sich mit den Bewohnern an den Küchentisch zu setzen. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, dass der Mann am Pult kurz aufhörte zu lesen und ihn anstarrte. Westermann starrte zurück. Der Vorleser wich seinem Blick aus und senkte die Augen wieder auf das Buch. Es war nicht die Bibel, aus der er vorlas, sondern offenbar das letzte Buch Höfers. Seine Stimme klang, als habe er gerade mit warmem Cognac gegurgelt, er zelebrierte jedes Wort. Man hätte ihm jeder-

zeit einen Gebrauchtwagen abgekauft, dachte Westermann. Auch die Schreibmaschine war wahrscheinlich Teil dieser Inszenierung – letzte eitle Demonstration schriftstellerischer Extravaganz.

Westermann hatte jetzt immerhin freien Blick auf die Maschine, und er entspannte sich langsam wieder. Es war eine Olympia, wohl ein gutes altes Stück aus Wirtschaftswunderzeiten, das liebevoll gepflegt war. Der verchromte Rückfuhrhebel musste millionenfach angeschoben worden sein und war dennoch blank poliert wie am ersten Tage, genauso wie das kleine, verchromte Band, das direkt unter dem Schriftzug um den oberen Teil der Maschine lief. Sie sah von der Form- und Farbgebung her seltsam elegant und zeitlos aus, massiv und graziös zugleich. Sehr solide. Unzerstörbar. An diesem Ort und in diesem Moment hatte sie etwas absolut Meditatives, fand Westermann.

Er bemerkte nicht das Vibrieren seines Smartphones in der Sakkotasche. Es brummte. Jemand tippte ihm von hinten auf die Schulter. Er drehte sich um und blickte durch den schwarzen Schleier eines kleinen Hütchens in ein empörtes, älteres Gesicht.

»Hören Sie überhaupt zu? Wer sind Sie überhaupt? Ich kann noch nicht einmal mehr seinen Sarg sehen, seitdem Sie vor mir sitzen!«

Westermann machte das jämmerlichste Gesicht, dessen er fähig war, zeigte auf sein rechtes Ohr und flüsterte: »Entschuldigung, was haben Sie gesagt? Ich habe Probleme mit dem Ohr. Tinnitus, verstehen Sie.« Noch ein paar unbeholfene Gesten, Schulterzucken und dann: »Es ist einfach, als habe jemand den Stecker gezogen.«

Die Dame rollte hinter dem schwarzen Tüll die Augen, winkte ab und lehnte sich unbefriedet mit verschränkten Armen wieder zurück.

Olympia. Während seiner Studienzeit hatte er sich für Seminararbeiten und Referate eine elektrische Schreibmaschi-